

Haie

Begehrte Flossen

Viele Haiarten sind vom Aussterben bedroht – Folge hemmungsloser Überfischung und brutaler Sportangelei.

Die beiden Taucher waren noch 350 Meter vom Ufer entfernt, da hörte Dave Roberts, der vorausschwamm, hinter sich ein „donnerndes Röhren wie von einem großen Boot“. Als Roberts sich umdrehte, sah er einen vier Meter langen Weißspitzenhai, der

Ereignis: Die Zahl der Hai-Angriffe schwankt, weltweit, zwischen 120 und 200 pro Jahr; ein Drittel davon endet für den Menschen tödlich. „Durch Hundebisse oder Bienenstiche sterben weitaus mehr Menschen“, sagt John West vom Taronga-Zoo nahe Sydney.

Nur zehn Prozent der in den Ozeanen lebenden Haie haben jemals Menschen angegriffen. Windsurfer und Segler auf kleinen Booten sind die häufigsten Opfer, da sie von unten betrachtet schwimmenden Robben gleichen, dem Leibgericht vieler Haiarten. Sonst aber vermeiden die Raubfische, die seit 300 Millionen Jahren die Meere bevölkern, möglichst den Kampf.

Tatsächlich ist das Raubtier Mensch für den Jäger der Meere inzwischen eine

Eine Ursache für den bevorstehenden „Hai Noon in den Weltmeeren“ (*Die Tageszeitung*): Das feste Fleisch der Haie erfreut sich immer größerer Beliebtheit, vor allem bei amerikanischen Yuppies. Manche Edelrestaurants bieten verschiedene Haiarten gleichzeitig an.

So ist in den USA die Menge von angelandetem Haifleisch von weniger als 500 Tonnen im Jahre 1980 auf über 7000 Tonnen 1989 in die Höhe geschossen; 1990 gab es erstmals einen Rückgang der Fangergebnisse um 20 Prozent – ein alarmierendes Warnsignal, das auf eine hemmungslose Überfischung der Bestände hindeutet.

Um an die begehrten Flossen zu gelangen, veranstalten die Fischer zumeist ein blutiges Gemetzel, was in Australien in diesem Sommer zu

Protesten von Naturschützern führte: Ein Filmteam, das zufällig das japanische Thunfischboot „Koshimaru“ überflog, beobachtete, wie die Fischer gefangenen Haie die Flossen abhackten und die Tiere zurück ins Meer warfen, wo sie qualvoll verendeten. Der westaustralische Fischereiminister Gordon Hill sprach von einer „barbarischen Schandtat“.

Zusätzliche Gefahr droht den Haiarten vom wachsenden Heer der Sportangler. Als erstes Land der Welt hat Südafrika kürzlich angekündigt, Fang und Verkauf Weißer Haie unter Strafe zu stellen. Immer mehr Trophäenjäger reisen an das Kap, weil der begehrte

Raubfisch (für dessen riesiges Gebiß mehrere tausend Mark bezahlt werden) an den Küsten Kaliforniens und Südaustraliens kaum mehr gesichtet wird.

Die Haijagd ist auch im US-Staat Florida weit verbreitet. Bis zu 500 Haie werden während eines einzigen Anglerwettkampfes gefangen und umgebracht. Immerhin konnten Naturschützer zahlreiche Veranstaltungen zu einer „catch and release“-Technik überreden: Nachdem die Beute gewogen und fotografiert worden ist, wird der Angelhaken entfernt und der Hai wieder ins Wasser gelassen – die Tiere überleben die Prozedur durchweg ohne bleibende Schäden.

Die Regierung von Florida hat zudem für ihr Hoheitsgebiet beschlossen, daß



Gefangener Hai in Australien: Image einer gierigen „Freßmaschine“

„seinen Kopf wild von einer Seite zur anderen schwing“.

Dann erkannte er den „Umriß eines Taucheranzuges“. Der Raubfisch war damit beschäftigt, seinen Co-Taucher, den 19jährigen Studenten Jonathan Lee, zu verschlingen: „Eine Wolke aus Blut und aufgewirbeltem Sand“, erinnert sich Roberts, „verdunkelte das Meer um mich herum.“

Die Bluttat vor der australischen Küste bestätigt scheinbar das – besonders in Horrorfilmen wie „Der weiße Hai“ – gepflegte Image einer gierigen „Freßmaschine“, die mit weit aufgerissenem Rachen auf Menschenjagd geht.

Doch bei der mörderischen Attacke, die sich Anfang September vor der australischen Stadt Adelaide abspielte, handelte es sich um ein eher seltenes

sehr viel größere Gefahr als umgekehrt: „Viele Arten wird es bald nicht mehr geben“, warnte Professor Samuel Gruber von der University of Miami anlässlich einer Haischutz-Konferenz vergangenes Frühjahr in Sydney, „wenn die unbarmherzige Jagd nicht aufhört.“ 100 Millionen Haie werden laut Gruber jährlich durch Fischer getötet, 39 der 350 Arten stehen nach Ansicht von Fachleuten inzwischen kurz vor dem Aussterben.

Biologen fordern deshalb Schutzzonen für gefährdete Haiarten, außerdem feste Fangquoten, „die es bis jetzt für keine einzige Haiart gibt“, wie Matthias Stehmann von der Bundesforschungsanstalt für Fischerei in Hamburg kritisiert. Ein entsprechendes US-Regierungsprogramm ist in Vorbereitung.

kommerzielle Fischer ab Anfang 1992 nur noch außerhalb der küstennahen Aufzuchtgebiete der Haie fangen dürfen – eine richtungweisende Maßnahme. Denn im Gegensatz zu den meisten Knochenfischen, die im Laufe ihrer Laichperiode Tausende von Eiern legen, kommen Haie auf höchstens 50 Nachkommen pro Jahr.

Besonders mager sieht die Bilanz bei den lebendgebärenden Arten aus: So bringt der berühmte Weiße Hai (*Carcharodon carcharias*) jährlich höchstens fünf bis zehn Jungfische zur Welt – sie können bis zu 70 Jahre alt werden. Die Jungen des Grauen Ammenhai zerfleischen einander im Mutterleib, so daß am Ende nur die beiden stärksten Nachkommen geboren werden.

Auch bei der Paarung geht es ruppig zu: Bevor das Männchen sein Begattungsorgan, die Afterflosse, in den Eileiter des Weibchens einführt und an die 20 Liter Samenflüssigkeit einspritzt, beißt der kaltblütige Liebhaber seiner Partnerin mitunter kräftig in die Bauchflossen und den Rücken.

Für das Ökosystem Meer sind die uralten Meeresbewohner, die an der Spitze der maritimen Nahrungspyramide stehen, besonders wichtig, weil sie bevorzugt kranke und schwache Tiere töten. Haie, so der amerikanische Biologe Charles Manire, „helfen, den Ozean gesund zu halten“.

Trotzdem können sich viele Tierfreunde leichter für niedliche Robbenbabys mit Kulleraugen erwärmen; die bißkräftigen Raubfische eignen sich nicht zum Sympathieträger: Einem Hai in die Augen zu schauen, berichtet der Unterwasserfotograf David Doubilet, gleiche dem Blick „in die Tiefe einer Maschine, nicht einer lebenden Kreatur“.

Prostitution

Geprüftes Frischfleisch

Zwangsuntersuchungen an Dirnen, noch immer in vielen Gesundheitsämtern üblich, gehen an den Risikogruppen vorbei.

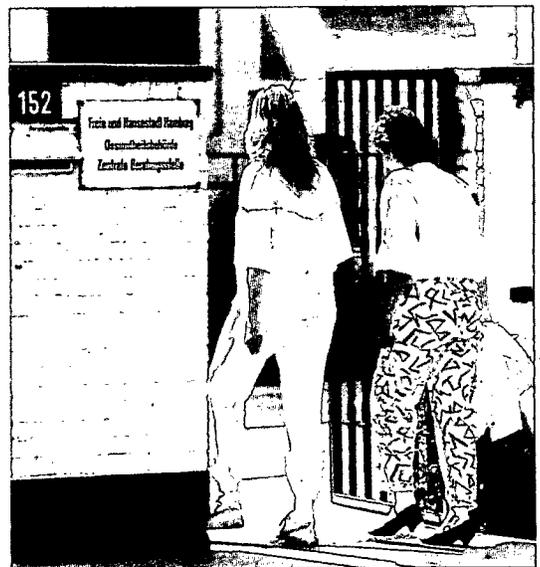
Nachts gingen sie im Hamburger Stadtteil St. Pauli auf „Nuttensjagd“. Wenn die Mitarbeiter des Zuführdienstes in den schummrigen Rotlichtvierteln eine Prostituierte ohne gültiges Gesundheitszeugnis („Bockschein“) aufgriffen, kannten sie kein Pardon: In einem grünen VW-Bus fuhren die Beamten die Dirne sofort zum städtischen Gesundheitsamt, wo ein Amtsarzt die überfällige Untersuchung auf Geschlechtskrankheiten vornahm.

So war die Praxis in Hamburg bis Anfang 1987. Dann schaffte die Hansestadt, wie zuvor bereits die Stadt Bremen, die medizinischen Zwangstests ab. Fortan mussten die Prostituierten nicht mehr regelmäßig in der „Zentralen Beratungsstelle“ des Gesundheitsamtes oder bei einem niedergelassenen Arzt vorsprechen, um einen Abstrich machen zu lassen. Das Gesundheitsamt bot ihnen an, freiwillig zur Untersuchung vorbeizuschauen.

Die Oppositionsparteien in der Hamburger Bürgerschaft

waren entsetzt: „Bodenloser Leichtsin“, schimpfte der CDU-Gesundheits-experte Sieghard-Carsten Kampf. Die Untersuchungen, kritisierte seinerzeit auch die FDP-Abgeordnete Meta Stöhlen, seien „ein wichtiger Schutz für die Prostituierten und ihre Kunden“.

Genau das allerdings bezweifelt Alfons Heinz-Trossen, Autor einer jetzt veröffentlichten Studie über die Arbeit der westdeutschen Gesundheitsämter. Seine Untersuchung rechtfertigt nachträglich den liberalen Beschluß: Nach seinen Erkenntnissen gehen die Kontrolluntersuchungen, wie sie viele deutsche Gesundheitsämter noch immer von den Prostituierten verlangen, an den eigentlichen „epidemiologisch relevanten Gruppen“ völlig vorbei.



Beratungsstelle in Hamburg, Prostituierte Zwangstests abgeschafft



Straßenprostitution in Hamburg: Gefährlicher Trugschluß

Durch die regelmäßigen Tests, notiert Heinz-Trossen, Mitarbeiter des Gesundheitsamtes in Wiesbaden, würden vorwiegend „professionelle Prostituierte aus Bars und Sex-Clubs“ erfaßt. Solche berufsmäßigen Dirnen aber haben laut Trossen ohnehin ein „starkes Eigeninteresse, sich ihre Gesundheit und damit auch die Gesundheit ihrer Kunden zu erhalten“.

Tatsächlich ist lediglich ein Bruchteil der professionellen Dirnen mit dem HIV-Virus infiziert. Von 502 Prostituierten, die sich beispielsweise im Gesundheitsamt Wiesbaden zwischen 1985 und 1991 einem Aids-Test unterzogen, waren nur 4 HIV-positiv.

Von knapp 9000 Prostituierten, die 1989 in bundesdeutschen Gesundheitsämtern auf dem Untersuchungsstuhl Platz nahmen, waren gerade 2 Prozent an Tripper (Gonorrhö) und 0,5 Prozent an Syphilis (Lues) erkrankt. Erheblich höher lag die Zahl dieser Erkrankungen bei nicht zum Lustgewerbe zählenden